

Die Altersversicherung der Selbständigen in Österreich.

Neuerungen des Ministers für soziale Verwaltung
Dr. Reich.

Gelegentlich der Besprechungen über die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeitnehmer regte sich auch das Interesse der selbständigen Erwerbenden nach einer Sozialversicherung, und auf eine im Ausschuss für soziale Verwaltung vom Abgeordneten Partitz gestellte Anfrage erwiderte der Bundesminister für soziale Verwaltung, daß ein solcher Gesetzentwurf in Ausarbeitung begriffen sei, und noch im laufenden Jahre zur Begutachtung vorgelegt werde. Der Minister für soziale Verwaltung, Dr. Reich, hat sich über die Grundzüge des in Ausarbeitung befindlichen Gesetzentwurfs über die Altersversicherung der selbständigen Erwerbenden folgendermaßen äußert:

Schon bei Verhandlungsprotokollen des Jahres 1911 bezogen bei Festlegung des Kreises der Invaliditäts- und Altersversicherungspflichtigen Unselbständige wie Selbständige ein. Man ging von dem zweitförmig richtigen Grundlage aus, daß insbesondere die Altersversicherung nicht bloß für die Unselbständigen, sondern ebenso bedeutsam für die Selbständigen sei, von denen der überwiegende Teil dem Arbeitnehmer entspreche. In dieser Zusammensetzung sollte eine finanzielle Gleichheit gebilligt werden, wobei die Unselbständigen Invaliditäts- und Altersversicherung, hingegen die Selbständigen bloß die Altersfürsorge erhalten sollten. Gegen diese Tatsatz der Gesetzgebung wurden von verschiedenen Seiten und aus unterschiedlichen Gründen lebhafte Bedenken geäußert.

Selbst ist es offenkundig, daß sich sehr viele Selbständige nicht schlechter leben als Unselbständige. Der Selbständige mit beobachtetem Einkommen hat wirtschaftlich mehr Sorgen als so mancher Unselbständige, der seine geregelte Renten-, Unfall- und vielleicht sogar eine Invaliden- und Altersfürsorge sichergestellt hat. Wie die wirtschaftlichen Verhältnisse liegen und wie sie voraussichtlich noch durch Jahre bestehen sein werden, ist es für sehr viele kleine selbständige Erwerbende unmöglich, genügend Vorsorge für die Jahre des Alters und der Arbeitsunfähigkeit zu schließen. Dabei spielt hier das Alter eine bedeutsame Rolle als das Invalidwerden. Solange ein Unternehmer auch nur teilweise arbeitsfähig bleibt, kann er noch immer viel leichter seinem Erwerb nachgehen als der Lohnarbeiter. Der Unternehmer kann sich leichter schonen, er wird von seinen heranwachsenden Kindern und vielleicht auch von seiner Frau unterstützt. Das alles ist beim Lohnarbeiter ausgeschlossen. Dabei aber ist eine Invalidität des Selbständigen schwieriger festzustellen als die des Arbeitnehmers, weil der Erwerb des Selbständigen nicht so ausschließlich von der ungebrochenen körperlichen Verfassung abhängt wie beim Lohnarbeiter. Daraus ergeben sich die Folgerungen: die Lohnarbeiterlichkeit bedarf sowohl der Invalidität, als auch der Altersversicherung, die selbständigen Erwerbenden hingegen können der Altersversicherung nicht entrinnen.

Nun die Durchführung dieser Versicherung angesetzt, so wird sie wesentliche Unterschiedenheiten von der Arbeiterversicherung aufweisen: eines über wird beiden gemeinsam bleiben müssen: der Zwang zur Versicherung. Bei den Selbständigen können die Versicherungsbeiträge nicht so erhoben werden wie bei den Lohnarbeitern. Denn während

der Lohnarbeiter seine Bezahlung in regelmäßigen Abständen aufgezehrt erhält, ergeben sich bei den Selbständigen ganz unregelmäßige Seiten des Geldzuflusses (Konjunkturen, Fallgeschäfte), die eben zur Leistung der Beiträge ausgenutzt werden müssen. Bei den Selbständigen werden unregelmäßige, dafür aber dann höhere Beitragssummen am Platze sein, während für die Lohnarbeiter verhältnismäßig gleiche, regelmäßige Beiträge festgelegt werden müssen. Dem Selbständigen soll die Möglichkeit freiwillig erhöhte Zahlungen offen bleiben, wodurch er sich oder seiner Frau eine höhere Rente sichern kann. Es wird sogar zu erwarten sein, daß dem Selbständigen nicht die Möglichkeit offen zu lassen sei, freiwillige Übergabungen in Seiten des Bedarfs wieder an sich ziehen zu können, was natürlich die Zahlungsfreudigkeit bedeutend erhöhen würde.

Darüber allerdings darf man sich keiner Illusion hingeben; ohne Zwang keine wirkliche Versicherung. Weder bei den Lohnarbeitern noch bei den Selbständigen. Tak dieser ganz unerlässliche Zwang das Haupthindernis für die Schaffung einer Altersversicherung der Selbständigen ist, kann nicht beweist werden. Renten möchte bald jemand beziehen. Beiträge zahlen wollen die wenigen. So besteht schon seit der Novelle zur Gewerbeordnung vom 5. Februar 1907 gewisse Sozialversicherungseinrichtungen für selbständige Erwerbende in den sogenannten Meisterkassen, die auch für mehrere Genossenschaften gleichzeitig errichtet werden können. Bei ihnen ist die Verpflichtung, ihre Mitglieder auf Krankengeld, unentgeltliche ärztliche Hilfe und Medikamentenbezug sowie auf Begräbniskosten zu versichern, vorgesehen. Aber diese obligatorischen Meisterkassenkassen sind von den wenigsten Genossenschaften eingeführt worden.

Ortskassen oder Erfsakassen.

Die Verwaltungskosten in der Krankenversicherung.

Von der Pressestelle des Deutschen Nationalen Handlungsbundes-Verein geht uns folgender Aufsatz zu:

In der letzten Zeit haben die Jahresabschlüsse der Kranenkassen der Krankenverschäftsverbände stattgefunden. Gleichzeitig liegen auch zum größten Teil die Jahresberichte der Kranenkassen vor und geben einen Überblick über den Umfang ihrer Tätigkeit. Die Rechnungsergebnisse der Jahresberichte haben eine besondere Bedeutung in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen über die Aenderung der Organisation der Krankenversicherung. Bei den Tagungen der Verbände der Allgemeinen Ortskrankenkassen sind wie in jedem Jahr vorher bei der Behandlung der Frage der Reform der Sozialversicherung Einschätzungen gegen ihren berufständischen Ausbau gefasst worden. Die Einschätzungen sind wiederum damit begründet worden, daß eine Versicherung, die auf die besonderen Interessen der verschiedenartigen Berufe Rücksicht nehme, "mit dem Solidaritätsprinzip unvereinbar sei". Der Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen glaubt die Bestrebungen nach berufständischem Ausbau der Sozialversicherung, besonders damit abzuwenden, daß er sie als den Wünschen der Reaktion entgegenstünde.

In allen Neuerungen gegen die Berufskrankenkassen wird aber der Vorwurf erhoben, die Erfsakassen arbeiten mit wesentlich höheren Verwaltungskosten als die Allgemeinen Ortskrankenkassen. Es werden gerade zurzeit wieder Zahlen von 22 bis 50 Prozent der Gesamtaufgabe als Verwaltungskosten der Erfsakassen angegeben. Gegenüber fol-

genden Darstellungen, die sich zum Teil auf Zahlen aus der Inflationszeit stützen, und somit für Vergleiche werktos sind, weilen die Jahresberichte der Kassen aus dem Jahre 1924, das mit seien Werten rechnet, aus, daß der Durchschnitt der Verwaltungskosten der Erfsakassen den sich für die Allgemeinen Ortskrankenkassen ergebenden nur um ein geringes überschreitet. Eine Reihe von Allgemeinen Ortskrankenkassen weist sogar höhere Verwaltungskostensätze auf als Erfsakassen. Die für die Erfsakassen errechneten durchschnittlichen Verwaltungskosten betragen 12,9 Prozent der Gesamtaufgabe der Kassen, für die Allgemeinen Ortskrankenkassen ergeben sich 14,7 Prozent. Die Würtembergische Krankenkasse zeigt sogar für die Allgemeinen Ortskrankenkassen die keine ärztlichen Mehrleistungen und keine Familienhilfe gewähren, 15,7 Prozent als Verwaltungskostensatz ist. Wenn in Betracht gezogen wird, daß die Allgemeinen Ortskrankenkassen nur für den kleinen Bereich der Gemeinde ihres Sitzes tätig sind, während der Geschäftsbereich der großen Erfsakassen sich über das Gebiet des ganzen Reiches erstreckt, ergibt sich, daß die Verwaltungskosten der Erfsakassen an denen der Allgemeinen Ortskrankenkassen gewiß außerordentlich gering sind. Die Berufskrankenkassen bieten dafür ihren Mitgliedern einen für das gesamte Reichsgebiet gleichmäßigen, weitgehenden Versicherungsschutz, der für den häufigen Wechseln zwischen Kaufmännischen Angehörigen nicht zu entbehren ist. Gerade die Jahresberichte der Krankenkassen aus dem Jahre 1924 beweisen wieder den Wert beruflicher Krankenversicherung.

Vermischtes.

Die Verhaftung des „Schwarzen Johann“. Seit Wochen wurden die männlichen Dorfer in der Nähe von Rathenow von einer Einbrecherbande heimgesucht. Am 27. August zum Dienstag gelang es Landjägern und Bürgervororten, den Anführer der Bande zwischen den Dörfern Scharluppe und Alten zu verhaften. Es ist der Pole Johann Pachternad, der vor mehreren Jahren seine Flucht in der Elbregion unternommen hatte und dort als „Schwarzer Johann“ bekannt war. Er war dann gesichtet und hatte schließlich in der Gegend von Rathenow eine Bande aus entzweigangenen Judenbürgern gegründet und die Dörfer heimgesucht. Bei der Verhaftung des Banditen kam es zu einem wilden Schießerei. Alle Einbrecher, fünf an der Zahl, waren mit Fahrzeugen ausgerüstet. Diese ließen sie im Dunkeln und trotzdem einige der Banditen schwer verletzt waren, entkamen die übrigen in den Wäldern, nur Pachternad konnte verhaftet werden. Einer der beteiligten Bürgern erhielt einen Pistolenhagel in die Hand.

Hilfe für das Mansfelder Hochwassergebiet. Der Preußische Staat, die Provinz Sachsen und der Mansfelder Bezirk haben zur Linderung der ersten drückenden Not in den durch das Hochwasser geschädigten Gebieten des Mansfelder Bezirkes insgesamt Mittel in Höhe von rund 45.000 Mark zur Verfügung gestellt. Es handelt sich um eine erste Hilfe. Verhandlungen über weitere Unterstützungen schwelen.

Ein interessanter Scheidungsprozeß. Die Operettendiva Zari Adab steht mit ihrem Mann dem bekannten ungarischen Schriftsteller Franz Holnar, im Scheidungsprozeß. Der erste Verhandlungstermin ist für den 22. Dezember anberaumt. Der tagende Hatte

Der Geiger vom Birkenhof.

Ein Heideroman von Fritz Ganser.

24. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Wie in alten Tagen wanderten Heinz und Eve am nächsten Morgen über die regengraue Heide nach dem Bergdorf. Ein Stück Hand in Hand, wie sie es als Kinder einst so oft und in Lust getan. Und ein Stück dann wieder, die Hände lösend, im ernsten, bedenklichen Gespräch. Raum wie ein Brautpaar, das sie ja doch nun waren, eher wie zwei gute Freunde, die eine gewichtige Sache zu bereden haben. War's auch nicht ernst und gewichtig genug, was sie bewegte? Daher das zur Hochzeit gerüstete Haus. Der Bräutigam Eves wohl schon ihrerwartend. Und sie hatte sich über Nacht einem anderen angelobt. . . . Der Vater . . . O Himmel, mit ihm würde es einem erregen, die ganze Zukunft endgültig bestimmenden Ausritt geben. . . .

Dazu ihre eigene Sache. Die noch so jung war und so wenig befonnen und verarbeitet im stillen Zurechliegen und Hinthalten. Eve kannte sich noch immer nicht eines leisen Schamgefühls erwehren, wenn sie an die Vorgänge des verschloffenen Abends dachte. Was die ihre Seele bewegende auch alles wahr und echt gewesen? Bestand vieles nicht nur als Einbildung, Täuschung und Illusion? Hatte nur eine plötzlich wach werdende, nicht eingehandene Freiheit vor dem letzten Schritte, dem lange vorbedachten und gewiß vorgenommenen, die vollständige Umwälzung in ihrem Gefühlsleben herbeigeführt?

Sie war ja wohl des gläubigen Vertrauens voll, daß der kleine Anfang eines beflockenden Glücks auf gutem Grunde hinanwachsen würde zu vollerem Blühen, aber sie war davon nicht überzeugt.

Und Heinz: War wirklich alles tot, was ihn einst zu Sabine zog? Und wo zu der Anfang mit Eve? Was war sie ihm? Wehr als nur die wiedergewonnene Kameradin aus Jugendtagen? Auch nur ein geringes Etwas mehr? Und was würde sie ihm werden? Kam er am Ende doch noch hinan, eine neue Liebe im mäßlichen Erstarken erwachsen zu lassen?

Und wie seine Zukunft überhaupt? Bleib er mit Eve auf der Heide, oder zog er mit ihr in die Welt? War er zur Neuauflösung seiner Kunst nach langem Brüchliegen endgültig gefundet? Es kam und ging, dies fragen, ohne flämmende, restlos befriedigende Antwort zu finden.

Es war in beiden Seelen so grau und ungewiß wie das Regenbüstere um sie her auf der herbstlichen Heide. Keins volle Fröhlichkeit, kein austüchtiges Glücksempfinden. Über auch keine niederbildende Trauer, kein verniedigendes Unglücksfeind. Sie gingen über die Heide wie zwei Menschen, die nicht klar sind über sich selbst, aber die es zu werden hoffen. Und die eine starke, gläubige Hoffnung auf Klarheit in ihren Seelen wissen.

Und dann . . . Die Mutter. Allein. Weinend, tausend Sorgen im Sinn. Stundenlanges Warten auf die Heimkehr des Ausbleibenden. Nur Gedanken an den Vermissten. Weiter gar nichts jetzt. Endlich Heinz, der nachtragend in Bruderöde gewesen. Es wäre wohl nicht anders, obwohl es unausdenkbar trostlos und enttäglich sei. Bastian Schnorr habe ihn noch gewarnt. Denn der Nebel sei bis gewesen, wie eine weiße Wand habe er gestanden. Aber . . . Wahrscheinlich ja, ganz gewiß . . . habe das Emsdahler Moor ein gutes Opfer gefordert.

Und nun? — Eve saß mit einem erschütternden Schrei jäh zu Boden, daß sie im dumpfen Fall aufflog. Und der Schrei wiederholte sich. Ein hysterisches Weinen war es zuletzt.

Sie flogte sich als die Mörderin ihres Vaters an. Ihre Schuld wuchs vor ihr auf wie etwas Möchloses, Unführbares. Und all das still, freundliche Blühen des kleinen Glücksfräuleins während der Morgenstunden war unter der stechenden Hitze dieses trostlosen Ereignisses jäh verdorrt. Heinz verlor die beruhigende, stillende Worte. Sie waren alle umsonst gesprochen. „Ich bin eine gewissenlose Mörderin,“ sagte sie nur immer wieder. „O lieber Himmel, es ist furchtbar, was ich getan. Es ist wie eine gähnende, dunkle Tiefe in mir.“

Und Johanne Rieben, selbst wie vernichtet und zerstochen, völlig erschüttert von dem plötzlichen Hingang ihres Mannes, wußte kein Wort, das sie Eve sagen konnte.

Gegen Mittag kam der Knecht der Simmernischen. Ob Eve wieder daheim wäre? Wenn nicht, dann käme der junge Herr heute und nimmer nicht.

Er brauchte auch nicht zu kommen, ließ die Bäuerin sagen, heute und nimmer nicht. Denn der Hochzeitstag sei in einem Sterbetag verkehrt.

Danach bald die ersten Hochzeitsgäste. Es war entschuldigend für Johanne Rieben, an die Wagen zu treten und die samt ihrem Infasschen heimzuschicken: Es sei hier ein Sterbehaus ohne den Toten.

Eve hatte sich längst in ihrer Kammer eingeriegelt. Heinz hockte, dumpf vor sich hinbrütend, in der Wohnküche. Gegen Abend tastete sich die Bäuerin auf zitternden Füßen zu ihm heran und berührte seine Schulter.

„Geh heim, Heinz,“ sagte sie. „Was willst du noch hier? Geh heim und las uns allein. Wir müssen allein fertig werden. Nein, nein, so geh doch!“

Als er nach ein paar Tagen wieder kam, fand er Eve ruhiger und gefästter. Über die Kede schien ihr genommen. Simmerfort nur so saß sie in stummem Starren ihm gegenüber. Kaum eine wortlose Zustimmung oder Verneinung gab sie kund.

Erst als er ging, behielt sie seine Hand in der ihren, sah ihn lange an und sagte zuletzt leise, mit todtraurigen Augen in sein Gesicht starrend: „Komm nicht wieder, Heinz. Das letzte böhme Glück, das noch war, habe ich mit meinem Vater in das Emsdahler Moor gestochen. Es muß aus sein zwischen dir und mir. So geh und komm nicht wieder.“

Er kam doch. Nach langen Wochen. Es war ebenso. Und dann noch einmal nach Monaten, als es schon nach Frühling auf der Heide duschte und die Not des Winters gestorben war. Sie sagte ihm auch diesmal nur das alte. Nur noch dringlicher, entschlossen.

Von dem Tage an blieb er fern. Die neuen Jüden, die sich lose und farr zwischen den beiden Heidehöfen anzupinnen begonnen, waren nun wohl für immer zerstört. Hüben und drüben trug man seine Einsamkeit.

Heinz ließ sie von Woche zu Woche dichterüber sich zusammenwachsen. Die wieder wach gewesenen Gedanken an ein Fortgehen, an ein neues Leben im Lande der Kunst, sanften aufs neue in einen Dornröschenschlaf. Die Geschehnisse des Abends, an dem Eve in seinem Hause gewesen, schrumpften zu traumhaften Bildern zusammen, wurden farblos und bedeutungslos. Und als die lebensfreudige, blühende Pracht des Sommers in das Land kam, als die lichten, weißen Sommerwolken, Segelschiffen gleich, über die Heide zogen, da erwachte stärker denn je das Grinnern an Sabine und flachte die Sehnsucht nach

nein, sie war nimmer tot! Das Erlebnis mit Eve hatte sie ihm nur noch stärker ins Blut gemischt.

Zu hellen, glühendem Brände lebte sie empor, wenn er auf der Braderöder Höhe weite und seine Geige reden ließ. Oder sie war dann auch wohl wie ein weiches, warmes Gedanken, die Schnucht.

Die Heide ringsum stand in Undacht, wenn Heinz Vater spielte: die ersten, dunklen Bacholderbüschel, die schlanken, zarten Birken lauschten, und das schlichte Kraut am Grunde verspürte ein Zittern seiner feinen Blättchen. Und sie alle aus seiner stillen Gemeinde wispern läßt in gewissem, heiligem Freuen zu: Er bleibt wohl immer der untere, der Geiger vom Birkenhof.

15. Kapitel.

Silke Ruschen lauschte zum anderen Male auf, hatte eine heimliche Angst in den Augen und magte keine Bewegung mehr. Ihre zitternden Finger schlossen sich mit einem krampfhaften Druck um die großen holzernen Stricknadeln, die sie seit dem Nachmittag rastlos klappern ließ, um Winterketten aus der groben Heidschnuckenwolle zu fertigen. Ihr grauer, eiger Kopf war scheu zur Seite geneigt, der zahnlose Mund stand leise geöffnet. Und ihr Herz hämmerte hörbare Takt.

Denn das eben von neuem vernommene Geräusch war ganz gewiß durch ein zuges Anklaffen der Tür zur Diele hervorgerufen worden. Der Herbststurm, der um das Haus seinen Abendtanzt hielt, erzeugte solchen Laut nicht. Sein Reden und Söhnen kannte Silke Ruschen sehr genau... Alopste es jetzt nicht auch? An der Tür... Nun wohl gar am Fenster!

Der Hase mußte so friedsame Sonntagabend, der sie noch ohne Sicht sah, begann schier ein unheimliches Erlebnis vorzubereiten. Silke Ruschen beschloß, regungslos auf ihrer Oeffnabt hinzuzubleiben. Es war schon so dunkel im Zimmer, daß man ihre Anwesenheit unmöglich bemerkte. Und wenn der draußen Stehende schließlich davon überzeugt war, daß niemand daheim sei, würde er wohl wieder fortgehen.

Der Herr mußte ja ohnehin auch bald kommen. Er war am Morgen nach Lüneburg gereist, um Bücher und Noten zu kaufen, und hatte versprochen, gegen Abend zurück zu sein.

Minutenlang schaute Silke Ruschen, angestrengt lauschend, in die still sinkende Dunkelheit. Nur der laute, strohweile kommende Atem des Windes war zu vernehmen. Er ging durch die Kronen der Birken an den hausgiebeln, daß sie sich seufzend bewegten, und rüttelte an den Fenstern. Außer dem behäbigen, schnatrenden Ticken der Wanduhr sonst kein Laut.

Silke Ruschen atmete das auf ihrer Seele lastende Furchten weg. Hatte sie sich vorhin doch getäuscht? Oder war der draußen Einlaßbegrende schon davon? Nein. Nun wieder ganz gewiß: das zuge Pothen am Fenster. Und dann, als der Abendwind sich für einen kleinen Augenblick verhinaus und eine Stille eintrat, so still, daß man von der Kammer her das rasplende Bohren des Wurmes im Holz vernahm, ein tollendes, schlechendes Schreiten von Füßen unter den Fenstern.

Silke Ruschens Angst, ein Grauen fast, wuchs zu alter Stärke auf. Das Gefühl empfand, hinter ihr, in der Kammer stände schon jemand, der im nächsten Augenblick auf sie zugurzten trachte, erhob sie sich hoch. „Sieb Himmel, erbarme dich mein,“ beteten ihre alten Lippen in plappernder Hast.

Sie glaubte es fühlen, daß ihre Augen verquollen